

Die Defregger-Gasse

Wenn ich einen Ort brauchte, wo ich auf die Schnelle meinen Trotzkopf ausrauchen lassen konnte, meinen Gram beschwichtigen oder mich einfach zurücknehmen wollte, benützte ich gern eines der Fenster im Saal, der für mich Ruhe und trotz seiner Größe Geborgenheit ausstrahlte. Von allen Saalfenstern bevorzugte ich jene zwei, die auf die Dorfgasse hinausschauten, kniete mich auf die umlaufende Sitzbank und stierte, träumte oder schluchzte in eine übersichtliche Geschlossenheit hinaus, die anregend sein konnte. Dass die Jalousien in der Regel halb geschlossen waren, machte mir nichts aus, im Gegenteil. In dieser Position schirmten sie mich vor den neugierigen Blicken der Nachbarn ab, was mir gelegen kam, und minderten im Sommer für den ganzen Saal die lästige Fliegenplage. Durch die Zwischenräume der abgewinkelten Blenden konnte ich alles sehen, was sich auf der Dorfgasse abspielte. Oft bildete ich mir ein, eine offene Theaterbühne vor mir zu haben, auf der Überraschungen die Regel waren. Wenn gelegentlich Tante Barbara hinter mir am Bügeltisch herumhantierte und dabei leise summte, störte mich das nicht, nur ärgerte es mich, wenn sie mir wieder einmal vorwarf, zu wehleidig zu sein oder die Zeit, die so kostbar sei, hier am Fenster zu vergeuden. Wenn aber nach mir gerufen wurde, gebot sie mir, gehorsam zu sein anstatt meiner Gewohnheit mich zu drücken nachzugeben.

Draußen auf der Dorfbühne spielte sich oft die längste

Zeit gar nichts ab. Es schien nur die Sonne oder es regnete oder beides blieb aus. Es gab aber auch Gelegenheiten, bei denen die Dorfgasse vor lauter Betriebsamkeit überquoll. Nicht selten kam mir hier am Saalfenster der Titel „Villandro, il paese che sogna“ aus der anfangs genannten faschistischen Zeitschrift „ATESIA AUGUSTA“ in den Sinn, und ich hätte am liebsten den Verfasser eingeladen, doch einmal an einem Kirchtag da zu sein, an dem alles auf den Beinen ist und die Vereine und Dorfkomiker Hochsaison haben. Aber auch an gewöhnlichen Sonntagen war im Dorfzentrum allerhand los. Einmal hörte ich einen Maler, der mit einem Bekannten drunten auf dem Balkon vor dem Haupteingang stand und die nach dem Gottesdienst durch die Gasse herunterströmenden Menschen beobachtete, die belebte Szene kommentieren. Besonders erinnere ich mich an seine Behauptung, dass Villanders ein sinnliches Dorf sei, wofür ihm sein Begleiter lachend beipflichtete und auf eine Mädchengruppe wies. Was er mit dem Wort „sinnlich“ gemeint hat, ob „sinnenhaft“, ob „genießerisch“, ob „triebhaft“, kann ich nicht sagen. Jedenfalls hat er damit weder „verschlafen“ gemeint noch „verträumt“. Das tröstete mich einigermaßen.

Weil von einzelnen Malern, darunter Franz von Defregger, die Dorfgasse als einmaliges Bildmotiv empfunden und deshalb gemalt oder gezeichnet worden war, wurde sie vielfach „Defregger-Gasse“ genannt. In seinem Bild „Das letzte Aufgebot“ ließ Defregger die Tiroler Freiheitskämpfer bunt und angriffslustig durch diese Gasse – von ihm zwar etwas abgewandelt – stürmen. Eine stark verkleinerte Kopie davon hing drunten in unserer Gaststube, und Lehrer Paul hatte uns anhand eines größeren Druckes über anno 1809 und den Tiroler Freiheitskampf erzählt. Dabei hatte er sich ordentlich ins Zeug gelegt und als echtes Schauspielertalent entpuppt.

Für die Anwohner, die ich alle gut kannte, war die Dorfgasse gewissermaßen ein verbindender Gemeinschaftsraum, den sie durchschritten, von einem der Fenster aus mehr oder

weniger akustisch mitgestalteten oder in welchem sie stehen blieben und sich dabei je nach der Bedeutsamkeit des gerade herrschenden Umstands gereizt oder gemütlich, gewichtig oder übermütig gebärdeten. Der Gassenschmied hämmerte oder feilte tagein tagaus entweder auf dem Amboss oder am Schraubstock vor seiner Werkstatt, ließ den maschinell betriebenen schweren Hammer je nach Bedürfnis schnell oder langsam wuchten, beschlug auf der Gasse Pferde und ließ sich gern von Passanten in einen Diskurs verwickeln und zu einem Glas Wein in eines der zwei Dorfgasthäuser einladen. In Abständen holperten Fuhrwerke vorbei, dann und wann tauchte einer der drei Dorfgeistlichen auf, dem allseits mit Hutlүpfen, Verbeugung und gegebenenfalls mit Handkuss oder einigen passenden Floskeln Ehrerbietung bezeugt wurde, dann wieder betraten Ansässige mit Körben, Kraxen oder Rucksäcken auf dem Buckel teils von links und teils von rechts oder auch frontal vom Kirchplatz herunter die Bühne oder es beherrschten lärmende oder geheimnisvoll tuschelnde Kinder eine Zeitlang die Szene, zumeist bis sie von einer zornigen Erwachsenenstimme verscheucht wurden. Die meisten diese Kinder trugen abgewetzte und geflickte Kleider und waren häufig verdreckt. Die Kinder des Hebammenschneidermeisters von nebenan aber waren immer sauber gekleidet, wenn sie das Haus verließen, was den Schluss bekräftigte, dass deren Mutter eine unerbittliche Erzieherin und umsichtige Hausfrau war.

Manchmal brachte auch ein Wanderhändler Abwechslung ins Bild, manchmal der Scherenschleifer oder der Pfannen- oder Ombrellenflicker, der irgendwo am Rand der Bühne seine Gerätschaft aufstellte und einen Nachmittag lang die Einheimischen empfing, die mit ihren stumpfen Scheren und Messern oder mit ihren durchgescheuerten Pfannen und Aluminiumschüsseln oder mit kaputten, großen, schwarzen Regenschirmen daherkamen. Häufiger als solche Wanderspezialisten betraten Bettler die Gasse, verschwanden eine Zeitlang in dem einen oder anderen Hauseingang, und hatschten

dann weiter. Wenn Bauern ihre Pferde zum Beschlagen zum Gassenschmied brachten, konnten Flüche, Gewieher und Gestank von Rossäpfeln und angebrannten Hufen stundenlang die Szene beherrschen, so dass sich die Anwohnerinnen von ihren Fenstern oder Balkonen aus beklagten und im Gegenzug vom Schmied und den Bauern aufgezogen wurden. Von den maulenden Nachbarinnen konnte ich von hier aus die Frau des Schneidermeisters nicht sehen, sondern nur hören, weil ja ihr Haus, das Hebammenschneiderhaus, links an mein Heimathaus angebaut ist. Aber schon das Hören ihrer Schnatterstimme genügte mir vollauf, denn ich war wohl derjenige, der ihre kleineren Töchter am meisten piesackte. Besonders arg verfuhr ich mit einer, indem ich ihr ein ganzes Büschel ihrer schönen schwarzen Haare ausriss, weil sie sich ohne Erlaubnis an unseren Frühbirnen gütlich tat.

Wie die Nachkommen der Bauern, auch wenn sie einen Handwerksberuf ausübten und nicht mehr auf ihrem Herkunftshof wohnten, trotzdem nach ihrem Hof benannt wurden, so wurden die Häuser der Gewerbetreibenden nach ihren Gewerben benannt. Im Fall des Hebammenschneiders war entweder dessen Mutter oder Großmutter eine Hebamme. Und weil es in der Gemeinde mehrere Schneider gab, wurden sie, um sie auseinanderzuhalten, nach deren Vorfahren beziehungsweise deren Herkunft benannt. So gab es neben diesem Hebammenschneider noch den Krämerschneider, den Gassenschusterschneider, den Moarschneider oder den Pliergschneider. Ähnlich gab es neben dem Gassenschuster den Wirtlschuster, den Lairersschuster und den Stöfleger-schuster. Genauso wurden die anderen Gewerbetreibenden benannt.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehre ich nun wieder zur Dorfgasse zurück und zeige auf, wie ich deren Lageplan und Anwohner, von hier, dem Peterwirtssaalfenster aus damals gesehen beziehungsweise erlebt habe. Linker Hand also das dreistöckige Hebammenschneiderhaus. Im mittleren Stock

wohnte die Hebammenschneiderfamilie selber, im unteren Stock hatte sich für ein paar Jahre der Bruder meines Vaters mit Frau, zwei Söhnen und der Schwiegermutter eingemietet. Er hatte nach dem Krieg mit seiner Familie rückoptiert und wohnte so lange bei unserem Nachbarn, bis er auf unserem kleinen Kleeacker, der am Fuße unseres Bühels und durch den Gemeindeweg nach Klausen vom eigentlichen Bühel abgetrennt war, ein eigenes Haus gebaut hatte. Im Stock über der Hebammenschneiderfamilie wohnte zu dieser Zeit die ledige Hilfslehrerin Nanna mit ihrem Sohn, für den sich mein Vater großherzigerweise, wie es hieß, als Pate zur Verfügung gestellt hatte. Der Pfarrer allerdings verweigerte ihm, diesem „Kind der Sünde“, die Aufnahme in die Reihe der Ministranten und der Kooperator behauptete sogar, dass dieser „Balg“ nicht nur mit einer Erbsünde, sondern mit zwei behaftet sei.

Die Hilfslehrerin Nanna war eine hagere, schlagfertige Person, die sich vor allem gegen vorlaute Mannsbilder zur Wehr zu setzen wusste. Eine besondere Aversion hatte sie verständlicherweise gegen die zwei vorhin genannten Geistlichen und gegen den damaligen Schulamtsleiter, der ebenfalls ein geistlicher Herr war. Als sie einmal von ihrer Wohnung mit herrlichem Dorfgassenblick aus zwei Dörfler hörte, wie diese drunten auf der Dorfgasse lumpig über sie redeten, stürmte sie stracks über die steile Stiege und den oberen Gemeindeweg hinunter auf die Gasse und ohrfeigte – die Anwohner stellten das Glanzstück richtig und sagten, sie firmte – die Lästermäuler. Sie bekamen natürlich die Szene brühwarm mit und begannen sich einzumischen, so dass auf der Gasse ein richtiger Auflauf entstand. Einen solchen Akt führte sie auch einmal in unserer Küche durch, weil sie von unserem Hausgang aus einheimische Gäste bei übler Nachrede belauscht hatte. Den Übernamen „Bischöfin“ hatte sie nicht von ungefähr abgekriegt.